

Roger-Henri Guerrand

Der Kampf der katholischen Kirche gegen den Rassismus

Jeder auch nur begrenzte Rassismus frißt am Herzen des Christentums: an der Liebe. Er greift ja den Begriff des Nächsten selbst an, da er die Verachtung des anderen, das Mißtrauen ihm gegenüber in sich schließt. Die Gewalttätigkeiten gegen die Juden und die Mauren im Mittelalter richteten sich nicht gegen eine Rasse als solche, sondern gegen «Ungläubige». Der Verkehr der Personen untereinander und die Zuweisung der höchsten kirchlichen Verantwortungen unterlagen in jener Epoche keinerlei nationaler Einschränkung.

Die Zeit der Rassenverachtung beginnt im 16. Jahrhundert mit der Eroberung Amerikas durch die Spanier. Papst Paul III. erfährt von dem, was sich zuträgt, durch die Dominikaner, besonders durch einen gewissen Pater Bartholomäus de Las Casas, der sein Leben der Verteidigung der Indianer weihet. Im Mai 1537 und im folgenden Monat veröffentlicht dieser Papst eine Reihe von Bullen, die ersten päpstlichen Stellungnahmen zur Rassenfrage. Darin ist zu lesen: «Der Feind des Menschengeschlechtes hat einigen seiner Trabanten die Idee eingeflüstert, in der Welt die Meinung zu verbreiten, daß die Bewohner Westindiens und der südlichen Kontinente wie vernunftlose Tiere behandelt und ausschließlich zu unserem Nutzen und Dienst verwendet werden müßten, unter dem Vorwand, sie nähmen nicht am katholischen Glauben teil und wären unfähig, ihn anzunehmen. Wir, unwürdiger Stellvertreter Jesu Christi, wir sehen in den Indianern wahre Menschen, die nicht nur fähig sind, den christlichen Glauben anzunehmen, sondern die auch nach ihm verlangen.» Da also der Rassismus dämonischen Ursprungs ist, erklärt ihn Paul III. ohne Umschweife als nächste Gelegenheit zur schweren Sünde.

Dieser grundlegende Text wurde im folgenden Jahrhundert durch Papst Alexander VII. in seiner Instruktion an die in die chinesischen Königreiche von Tonkin und Cochinchina (Südviet-

nam) aufbrechenden apostolischen Vikare ergänzt. Hier kommt die Ehrfurcht vor den fremden Kulturen auf ergreifende Weise zur Aussage: «Sucht niemals, selbst nicht in Form eines Rates, von den durch euch evangelisierten Völkern zu erreichen, sie sollten ihre Riten, Gewohnheiten und Lebensweise ändern, es sei denn, diese Eigentümlichkeiten wären mit der christlichen Religion und den guten Sitten absolut unvereinbar. Es gibt nichts Sinnwidrigeres, als die Eigenheiten Frankreichs, Spaniens oder Italiens in China einzuführen. Nicht das habt ihr zu verkünden, sondern den Glauben, eben diesen Glauben, der jedem Ritus und jeder ihm selbst nicht entgegengesetzten Gewohnheit nicht nur nicht widerstrebt, sondern soweit geht, sie sogar in sich aufzunehmen. Versucht also nicht, die europäischen Bräuche an die Stelle der Gewohnheiten dieser Völker zu setzen, und legt große Sorge darauf, euch selbst ihnen anzugleichen.»

Jedoch waren an Ort und Stelle bereits zwei Missionstaktiken in Anwendung, die mindestens bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hinein zusammenwirkten. Bei der ersten Taktik wird die Bekehrung zu einer totalen Erneuerung, die einen Bruch mit den ursprünglichen religiösen, politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen in sich begreift. Eine solche «Pastoral» wurde von den spanischen Ordensleuten in Südamerika angewandt.

Die Evangelisierung bestand hier zunächst darin, die Indianer in Dörfern zusammenzuschließen. Eine derartige Gruppierung stand aber in schreiendem Gegensatz zur traditionellen indianischen Lebensweise. Gewiß, es wurde kein Versuch unternommen, diese Leute zu Spaniern zu machen; die Missionare drückten sich nur in der Sprache ihrer Gläubigen aus. Jedoch verurteilten sich diese «Reduktionen» selbst durch das damit gegebene Postulat einer Minorität, denn es bedeutete die zeitlich unbegrenzte Anwesenheit von Ordensleuten – die «Reduktionen» lehnten ja die Heranbildung eines einheimischen Klerus ab – und zugleich den Bruch der zur Gruppe Zusammengeschlossenen sowohl mit der übrigen indianischen Bevölkerung als auch mit den Europäern, da es diesen verboten war, in den sich bis nach Kalifornien erstreckenden Missionsdörfern zu verweilen.

Es ist keine leichte Sache, die in diesem Paternalismus enthaltene Dosis an Rassenfeindlichkeit freizulegen. Jedenfalls hat sie den Schleier abgeworfen, als die Jesuiten selbst – in Südamerika –

(wenigstens in der Praxis) die Rechtmäßigkeit der Sklaverei anerkannten: in ihren Universitäten und Kollegien wurden Sklaven eingestellt.

Wie schädlich das System der Reduktionen war, zeigt sich an einem von Victor-Daniel Bonille¹ angeführten Beispiel unserer Tage. Die spanischen Kapuziner haben innerhalb von siebenzig Jahren – ab 1906 – in Kolumbien eine indianische Kultur vernichtet, die vier Jahrhunderte lang der weißen Kolonisierung widerstanden hatte.

Noch auf dem Vatikanischen Konzil von 1870 wurde dieser Wille zur Bevormundung farbiger Völker deutlich. Zum ersten Mal waren fünfzehn von den zweiundzwanzig im Kaiserreich China residierenden Missionsbischöfen anwesend – lauter Europäer. Sie hielten gesonderte Sitzungen ab, um über ihre Probleme zu beraten; übereinstimmend erklärten sie, daß die chinesischen Priester – damals zweihundert bei ebenfalls zweihundert weißen Missionaren – als «Schüler und Söhne, nicht als Gleichberechtigte und Brüder» behandelt werden mußten. Auf diese Weise hatte man die Angelegenheiten der chinesischen Kirche geregelt, ohne daß nur ein einziges chinesisches Mitglied anwesend gewesen wäre. Wir müssen bis zu Pius XII. warten, um einen chinesischen Bischof als erstes Mitglied gelber Rasse unter den Kardinälen begrüßen zu können.

Die zweite, wirklich den römischen Anweisungen entsprechende Missionstaktik gründet auf der These, nach welcher kein Volk vollständig in Irrtum und Sünde liegt, der Neubekehrte also nicht mit seinem ganzen bisherigen Leben zu brechen braucht. In diesem Geist verkündeten nach Kanada abgeordnete Franziskaner (Récollets), Jesuiten und Sulpizianer, daß die Indianer echte Söhne Jesu Christi seien und eine sehr viel höhere Kultur besäßen als die Bewohner des Abendlandes, was ja übrigens auch Las Casas behauptet hatte. Bei diesen Indianern müsse man jene Selbstlosigkeit und Nächstenliebe suchen, von denen einst die Christen der Urkirche beseelt gewesen seien.

Kardinal de Richelieu, der Gründer der «Compagnie des Cent associés» und damit beauftragt, die «Nouvelle France» zur Geltung zu bringen, hatte im Bereich des Rechts geurteilt, daß jeder bekehrte Indianer als Vollfranzose anzusehen sei: «Die christlich gewordenen Wilden können nach Belieben nach Frankreich kommen und hier Eigentum erwerben; sie können testamentarisch verfügen, in Erbfolge treten und

wie jeder wahre, eingeborene Franzose Schenkungen und Erbgüter annehmen, ohne gehalten zu sein, irgendeine Naturalisierungserklärung einholen zu müssen.»

In den ersten Regierungsjahren Ludwigs XIV., genauer im Jahre 1664, wurde in Paris die «Société des missions étrangères» gegründet, die sich die Heranbildung eines einheimischen Klerus zum Ziele machte. Erinnert sei auch an die «ehrfurchtsvolle» Art und Weise, wie die Jesuiten die Evangelisierung Chinas durchzuführen hofften. Als hervorragende, sogar die Mandarine übertreffende Linguisten gewannen sie das Vertrauen der Kaiser, die ernsthaft die Massenbekehrung ihrer Untertanen zum Katholizismus in Erwägung zogen. Der Entschluß scheiterte am Ahnenkult, auf den die Chinesen nicht verzichten wollten. Er wurde den Jesuitenfeinden zum Vorwand, das Unternehmen bei den Päpsten, die sich der ungeheuren Bedeutung dessen, was auf dem Spiele stand, nicht bewußt waren, zu untergraben.

Es ist erwiesen, daß die Missionare des 19. Jahrhunderts, von dem sie umgebenden Imperialismus angesteckt, mehr als Angehörige ihres Heimatlandes handelten denn als Vertreter Christi. Doch wollen wir das Beispiel des Kardinals Lavignerie nicht unerwähnt lassen; seine «Weißen Väter» verstanden es, sich den Stämmen Nordafrikas anzupassen und wirksam gegen die Sklaverei zu kämpfen.

Papst Benedikt XV. hat von 1920 an gegen den Nationalismus – und den ihn wie ein Schatten begleitenden Rassismus – Stellung bezogen und die Lehren seiner Vorgänger erneut eingeschärft. Er hat im Rundschreiben «Maximum illud» und eingehender noch in der Instruktion «Quo efficacius» aufs neue erklärt, die Missionare mußten sich davor hüten, den Gebrauch ihrer Landessprache unter den Eingeborenen zu verbreiten; sie hätten jeden Versuch zu vermeiden, die Gesetze und eigentümlichen Gebräuche ihrer persönlichen Heimat einzuführen; auch dürften sie in keiner Weise den Handel mit ihrem Heimatland provozieren und begünstigen.

Pius XII. kam in seiner ersten Enzyklika «Summi Pontificatus» (1939) auf die grundlegende Achtung aller Kulturwelten zurück: «Die Kirche Christi kann nicht daran denken und denkt auch nicht daran, die charakteristischen Eigenheiten, die jedes Volk mit eifersüchtiger Ehrfurcht und verständlichem Stolz als kostbares Erbe betrachtet, anzugreifen oder zu mißachten.

Das Ziel der Kirche ist die übernatürliche Einheit in der tiefgefühlten und praktizierten, allumfassenden Liebe, und nicht die ausschließlich äußerliche, oberflächliche und folglich hinfällige Einformigkeit.»

Zu dieser selben Zeit erwacht in Europa zusammen mit dem Rassismus der Antisemitismus. Hitlers in seinem Buch «Mein Kampf» ausgewalzte Hirngespinnste finden sogar in Frankreich Anklang. Als der Völkerbund während des Äthiopienkrieges (1935) Italien droht, läuft unter den französischen Intellektuellen ein Manifest um mit dem Titel: «Für die Verteidigung des Abendlandes und den Frieden in Europa». Es bringt 850 Unterschriften zusammen, darunter die von sechzehn Mitgliedern der «Académie Française» und zwölf Mitgliedern anderer Zweige des Institut de France. Diese öffentlich bekannten Persönlichkeiten zögern nicht, folgende Zeilen mit ihrem Namen zu decken: «Genf stellt das Obere und das Untere, das Zivilisierte und das Barbarische auf die gleiche Stufe. Die Ergebnisse dieser rasenden Gleichmacherei, die alles unterschiedslos durcheinandermischt, liegen uns offen vor Augen. In ihrem Namen werden Sanktionen formuliert, die unbedenklich den zivilisatorischen Eroberungswillen einem der rückständigsten Länder der Welt gegenüber zu brechen suchen und zu diesem Zweck nicht zögern würden, einen allgemeinen Krieg zu entfachen, um alle Anarchien, alle Unordnung gegen eine Nation zusammenzuführen, in der sich seit fünfzehn Jahren einige der höchsten menschlichen Tugenden behauptet, bekundet, organisiert und gefestigt haben.»

Dieser Text, der eine gründliche Untersuchung verdiente, gibt Zeugnis von der schweren Zerrüttung des Denkens, die auch zahlreiche «humanistische» Intellektuelle nicht verschonen wird, unter ihnen der feinfühligste Jean Giraudoux! In diesem Klima allgemeiner Kapitulation vor den Schlußfolgerungen des Faschismus – in Frankreich durch das Team der Zeitung «Je suis partout» vertreten –, der den Rassismus und den Antisemitismus zu den Grundlagen einer neuen Weltanschauung gemacht hat, erläßt Pius XI. am 14. März 1937 das Rundschreiben «Mit brennender Sorge» über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland. Der Papst erinnert kraftvoll daran, daß das ganze Menschengeschlecht eine einzige, große, universale Rasse sei. Im folgenden Jahr ergehen an alle Rektoren der katholischen Seminare und Universitäten genaue An-

weisungen zur Bekämpfung einer gewissen Anzahl sorgfältig zusammengestellter rassistischer Grundsätze. Die Kardinalerzbischöfe von Mecheln, Paris und Mailand sowie der Patriarch von Lissabon veröffentlichen eine Erklärung in dem gleichen Sinn, während in Paris der Vizerektor des Institut Catholique, Mgr. Bressolles, Pater de la Brière, Robert d'Harcourt und Albert de Lapparent in einer Reihe von Vorträgen unter dem Titel «Rassismus und Christentum» die nationalsozialistische Ideologie heftig angreifen.

Freilich, die Kirche in Deutschland war schon lange vor der Machtergreifung Hitlers durch den rassistischen und antisemitischen Virus angesteckt. Der zukünftige Erzbischof von München, Kardinal Faulhaber, erklärte auf dem deutschen Katholikentag 1922: «Wir sagen es offen: Ob man nun die älteste oder die jüngste Tochter der Kirche ist, man hat nicht das Recht, in christliche Staaten zum Schutz der Zivilisation Heiden und Mohammedaner einzuführen». Die Anspielung auf die Kolonialtruppen der französischen Rheinarmee war deutlich. Und es ist unglücklicherweise wiederum Kardinal Faulhaber, der in derselben Denkrichtung von der Kanzel herunter das in Deutschland umlaufende Gerücht von der vermutlichen jüdischen Abstammung Pius' XI. zu zerstreuen sucht.

Die katholische Hierarchie bleibt während der Besatzungszeit in Frankreich, aber auch in Holland und Belgien der Lehre Pius' XI. treu. Allerdings hat sich sein Nachfolger nicht mit der gleichen Klarheit ausgedrückt. Man hat zwar versucht, mit Hilfe detailliertester Analysen die rätselhafte Haltung Pius' XII. zu verstehen; es ist aber bis heute niemand wirklich gelungen, sie zu erklären.

Auf jeden Fall sorgten sich die auf ihn folgenden Päpste ständig darum, die Botschaft der Kirche von jener des Westens zu distanzieren und den gleichen Adel aller Menschen deutlich auszusagen. Seither spielen die päpstlichen Texte oft auf dieses Problem an. Antwort darauf geben jene Bischöfe im Süden der Vereinigten Staaten – sie brauchten eine geraume Zeit, um sich wieder zu fassen –, die in der Frage der Trennung von Weiß und Schwarz mit jenem Teil ihrer Gläubigen zerstritten sind, der an der Segregation festhält. Antwort sind auch die Erklärungen von Bischof Duval, der während des Algerienkrieges die Muslime gegen eine blinde Unterdrückung verteidigt. Antwort ist die Verurteilung der Apartheid durch die Bischöfe Südafrikas.

Die jahrhundertealte Überlieferung der römischen Kirche, daß nämlich der missionarische Auftrag zur Verbreitung des Christentums als ein übernationales Geschehen zu verstehen sei, und zwar auf derselben Grundlage und im selben Sinn wie der Glaube selber, diese Tradition scheint heute klarer als je festgehalten und ausgesagt zu werden.

Die Ehrfurcht vor den Unterschieden ist sozusagen zu einem Dogma geworden; der Wille, sie in der Einheit des Mystischen Leibes aufzuheben, erweist sich als ein Ideal, das zum Frieden in der Welt beitragen kann.

¹ Serfs de Dieu et maîtres d'Indiens (Fayard, Paris 1972).

Aus dem Französischen übersetzt von Arthur Himmelsbach

Deotis Roberts

Eine kreative Antwort auf den Rassismus: Die Schwarze Theologie

Wir wollen in diesem Aufsatz den geschichtlichen Wurzeln der Schwarzen Theologie nachgehen. Das ist keine leichte Aufgabe, eher eine beängstigende. Was wir hier mit dem uns gebotenen Raum und in der uns zur Verfügung stehenden Zeit in dieser Hinsicht leisten können, kann nur eine erste, vorläufige Erkundung sein. Es handelt sich aber um eine Arbeit, die unbedingt getan werden muß. Daher ist es schon eine Ehre, mit der Erfüllung einer so notwendigen und so vornehmen Aufgabe überhaupt anzufangen.

Nach diesen Vorüberlegungen möchten wir angeben, wie wir unserem Ziel nahekommen wollen. Zuerst tragen wir die Meinung vor, daß die Ursprünge der Schwarzen Theologie in der mündlichen Tradition der schwarzen religiösen Erfahrung zu suchen sind. Dann suchen wir zweitens unsere Vermutung mit Beispielen zu erhärten, die auf Leben und Glauben des Volkes

ROGER-HENRI GUERRAND

1923 geboren. Doktor der Geschichtswissenschaft. Mitglied der Forschungsgruppe von Paul-Henry Chombart de Lauwe an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris. Spezialisiert auf die Geschichte des Alltagslebens der Klassen des städtischen Volksmilieus. Als ehemaliger Nationalleiter der Christlichen Studierenden Jugend zählt er zu den Gründern von «Culture et Liberté», einer der ältesten Bewegungen für Volksbildung in Frankreich. Hauptveröffentlichungen: Mémoires du Métro; La conquête des vacances; Les origines du logement social en France; Brève histoire du Service Social. Anschrift: 34, Côte Narbonne, F-78480 Verneuil-sur-Seine, Frankreich.

hinweisen und die wir der schwarzen Predigt und anderen Weisen des Volkes, sich zum Ausdruck zu bringen, entnehmen. Drittens skizzieren wir die ideologische Grundlage der Schwarzen Theologie, und viertens gehen wir mit besonderer Aufmerksamkeit für Methode und Inhalt auf die Schwarze Theologie selbst als theologisches Programm ein. Mit einer kritischen Beurteilung der Vergangenheit und der Gegenwart der schwarzen Bewegung, in der auch die Schwarze Theologie zu skizzieren ist, schließen wir unseren Aufsatz ab. Nachdem wir so grob den Weg unseres ehrgeizigen Vorhabens vorgezeichnet haben, bleibt uns nur, ihn zu gehen.

1. Die Ursprünge der Schwarzen Theologie in der mündlichen Tradition

Was wir heute die Schwarze Theologie nennen, ist ungefähr ein Jahrzehnt alt. Wenn man so etwas behauptet, dann muß man auch sagen, was man unter Schwarzer Theologie versteht. Um unsere eigene Definition dabei in den richtigen Kontext zu stellen, sollten wir zuerst sagen, was Schwarze Theologie für uns nicht ist. Wir denken dabei nicht an religiöse Grundüberzeugungen, die man in der mündlichen oder schriftlichen Tradition der Schwarzen so überreich ent-